Warum, Herr, verstehen wir dich nicht? Warum sind deine Wege so anders als unsere? Warum sind deine Gedanken nicht unsere Gedanken? (vgl. Jesaja 55,9). Willst du denn nicht, dass wir dich verstehen? Entziehst du dich?

Der islamische Religionsphilosoph Ahmad Milad Karimi hat gerade ein neues Büchlein herausgebracht: *Die Schönheit des Christentums. Eine muslimische Liebeserklärung* (Ostfildern: Patmos 2026). Karimi spricht sympathisch von unserem Glauben. Er sagt aber, dass er gar nicht erst versuchen will, das Christentum zu »verstehen«. Warum nicht? Weil ihm das so vorkäme, als wollte er es »einordnen« – und dann ist gut! Nein, er will auf das Christentum so schauen, dass sich bei ihm etwas tut. Er spürt: Erst dann kann ihn der christliche Glaube »bewegen«.

Gott scheint uns heute auch zu sagen: ›Versuch erst gar nicht, mich zu verstehen – du musst da nicht mitkommen – ich kann doch wohl tun, was ich will.‹ Aber will er uns nicht wenigstens »bewegen«? Sehen wir genauer hin!

Petrus hatte ein bisschen eitel gefragt, was die Jünger denn nun erwarten können, wenn sie sich doch so vorbildlich auf Jesus einlassen. Jesus hatte bereits geantwortet: Wer sich mir ganz und gar anschließt, wird reich beschenkt – mit Geschwistern und Verantwortung (Matthäus 19,28f.). Aber die eitle Frage des Petrus scheint ihm doch keine Ruhe gelassen zu haben: Er schickt dieses Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg hinterher.

Der Gutsbesitzer ist *schon* wohlhabend, das ja. Aber superreich ist er nicht. Denn für die Arbeit im Weinberg hat er keine eigenen Sklaven. Er sucht sich Tagelöhner. Mit ihnen vereinbart er den üblichen Lohn: Einen Denar braucht man, um eine Familie einen Tag durchzubringen. So weit, so gewöhnlich. Aber jetzt entwickelt sich die Sache doch anders, als man erwarten könnte. Er geht alle drei Stunden wieder zum Marktplatz und heuert immer weitere Arbeiter an.

Als er eine Stunde vor Arbeitsende immer noch welche dastehen sieht, fragt er sie, warum sie »untätig« sind. Das Wort ist zweideutig (*argos*). Es kann »unverschuldet arbeitslos« genauso bedeuten wie »schlichtweg faul«. Sie antworten, keiner habe ihnen Arbeit angeboten. Nun ja! Das könnte geflunkert sein. Denn im Laufe des Tages hatten sie offenbar nicht dort gestanden. Aber der Gutsbesitzer urteilt nicht. Er möchte allen eine Verdienstmöglichkeit geben. Er kommt mir vor wie Eltern, die ich in den letzten Jahren erlebt habe: Sie sind ganz darauf ausgerichtet, ihren Kinder Lebensfülle zu ermöglichen. Nicht, dass sie die Kinder unvernünftig verwöhnen würden, nicht, dass sie einfach einen Geldregen veranstalten, sondern sie setzen sich mit großer Selbstverständlichkeit und ungeheurem Zeitaufwand dafür ein, dass ihre Söhne und Töchter gesund und glücklich leben können. – Der Gutsbesitzer verteilt auch nicht einfach Geld. Er schaut verantwortlich auf seinen Weinberg: Die Sache muss dauerhaft finanzierbar bleiben. Aber er fühlt sich offenbar verantwortlich für diese Menschen am Markt: Alle sollen leben können.

Und dann ist Dienstschluss. Nun legt der Gutsbesitzer es so an, dass die Arbeiter, die den ganzen Tag geschuftet haben, den Verteilungsschlüssel miterleben. Sie stellen fest: Sie bekommen nicht *mehr* als die Letzten, die gerade einmal eine Stunde dabei waren. Auf die verständliche Beschwerde der Abgearbeiteten geht er allerdings nicht verständnisvoll ein. Er scheint sie geradezu vor den Kopf zu stoßen. Es ist höchst lehrreich, jetzt genau hinzusehen, denn hier zeigt sich Jesu eigene Weise zu lehren, sozusagen seine Pädagogik; und so beantwortet Jesus auch *unsere* Fragen.

1 Freund

Der »Herr des Weinbergs« (20,8) hört, wie die Menge der Müden murrt. Er hält aber jetzt keine laute Rede, sondern wendet sich einem Einzelnen zu. Die andern hören, wie er zu einem von ihnen spricht. Und wie spricht er ihn an? Er nennt ihn »Gefährte, Freund« (20,13, *hetaire*)! Im ganzen Neuen Testament kennt nur das Matthäusevangelium diese Anrede; und es wird sie nach unserer Stelle noch zwei weitere Male einsetzen:

> Zunächst in einem anderen Gleichnis: Der König, dessen Gäste nicht kommen und der dann Leute von der Straße einsammeln lässt, sieht, dass einer der so Aufgelesenen kein festliches Gewand anhat – also dass sich einer vom würdigen Glanz des Festes nicht verändern lässt. Der König spricht ihn darauf an: Gefährte, Freund, *hetaire* (22,12)! Er erinnert ihn damit an die Würde des Festes, die doch auf die Gäste abfärben soll.
> Und Jesus selbst wird die Anrede am Ölberg gebrauchen: Judas geht auf Jesus zu und küsst ihn – das vereinbarte Verräterzeichen. Da sagt Jesus: »Freund, Gefährte, dazu bist du gekommen!« (26,50). Mit anderen Worten: Du gehörst ja zu meiner Bewegung, du willst ja wie ich, dass das Gottesreich durchbricht, aber du meinst, das gehe nur mit Gewalt. Nun willst du es verhindern, aber das Verhindern wird selbst Teil der Geschichte

des Durchbruchs werden. Dazu bist du gekommen.
Wenn also jemand mit diesem Wort angesprochen wird, dann ist das immer ein eindringlicher Ruf: Du gehörst doch dazu, du bist doch Teil meiner Bewegung, du hast sogar schon gespürt, worum es eigentlich geht, aber jetzt lass dich von dieser Bewegung auch selbst bewegen, verwandeln.

Der Gutsbesitzer erinnert einen der Protestierenden also daran, dass er doch schon wissen kann, worum es ihm geht: dass alle das Leben in Fülle haben. – Und dann:

2 Freiheit

Wir erwarten vielleicht, dass der Gutsbesitzer sich nun auf die Ebene des Arbeiters begibt, sich in ihn hineinversetzt und zu denken beginnt wie er. Dann müsste er jetzt so etwas sagen wie: ›Richtig, die von der elften Stunde, die sind wirklich faul. Verdient haben sie ihren Verdienst tatsächlich nicht. Zurecht bist du wütend. Wirklich gerecht wäre etwas anderes.‹ Aber genau das tut er nicht. Der Gutsbesitzer übernimmt nicht die Denkweise des Protestes, versucht nicht, sich beliebt zu machen durch Anpassung, hat offenkundig auch keinerlei Angst vor der meuternden Menge. Vielmehr: Er übernimmt nun Führung. So bleibt er ein echtes Gegenüber für die Arbeiter. Er hat eine andere Denkweise als sie und lebt sie – souverän: ganz frei! »Darf ich mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will?« (20,15) – das ist keine Absage an die Verständlichkeit des Gotteshandelns. Nicht: ›Ich habe meine Gründe, aber die versteht ihr sowieso nicht.‹ Sondern: Wenn ich einfach meinem Projekt der Menschenliebe treu bleibe, dann, nur dann steht es euch vor Augen. Dann, nur dann können sich andere davon anstecken lassen, können sie zu sehen beginnen, wie schön es ist, eine Welt anbrechen zu lassen, in der es für alle reicht. Der Herr des Weinbergs bleibt Herr der Lage. Er bleibt bei seiner Vision. Und gerade so schafft er die Möglichkeit, dass sich andere davon wirklich bewegen lassen. »Darf ich nicht tun, was ich will?«, das war eine rhetorische Frage: Ich bin Ich. Aber jetzt tut er noch etwas Drittes:

3 Freude

Der Gutsbesitzer stellt dem Tagelöhner, dem »Freund«, nun eine ernstgemeinte Frage. Der Arbeiter bekommt damit die Möglichkeit, selbst zu erkennen, was in ihm vorgeht. Der Herr verurteilt den Unzufriedenen nicht. Aber er eröffnet einen Raum zur ernsten, schmerzlichen Selbsterkenntnis. Er fragt, ob die Empörung noch eine andere Ursache haben könnte als nur die Müdigkeit, die enttäuschte Erwartung, die empfundene Ungerechtigkeit. Er fragt: »Oder ist dein Auge böse, weil ich gut bin?« (20,15). Das böse Auge, der böse Blick: Das ist im ganzen Nahen Osten ein Ausdruck für die Haltung, die das Miteinander zerstört: Der böse Blick ist der Neid! *Invidia*, der »Draufblick« auf das Glück des anderen. Der Neid zählt traditionell zu den Todsünden.

Der Gutsbesitzer fragt also: Gönnst du es den anderen vielleicht nicht? Da ist es, das schöne deutsche Wort *gönnen*! Sie können einmal, wenn sie andere Sprachen kennen schauen: Gibt es da ein Wort für »gönnen«? Die meisten Sprachen haben kein eigenes Wort! sie umschreiben das Gönnen vielmehr, entweder negativ, ›nicht grummelig missgönnen‹ (*not to grudge*) oder positiv, ›sich mitfreuen‹ (*compiacersi*). Im Deutschen, ausgerechnet im Deutschen, gibt es dafür ein eigenes Wort – für das Wohlwollen, mit dem ich auf das gute Leben der anderen schaue: gönnen können.

Gut, dass der Gutsbesitzer den Arbeiter nach dem Neid fragt und ihn damit die andere Möglichkeit zeigt: zu gönnen. Und wenn der Neid doch noch an ihm nagt? Vielleicht kann der Arbeiter ja aus der Missgunst herausfinden. Vielleicht durch die Dankbarkeit. Vielleicht merkt er ja, dass es nicht selbstverständlich ist, dass er gesund ist und arbeiten konnte und durfte: »Dass unsre Sinnen wir noch brauchen können und Händ' und Füße, Zung' und Lippen regen, das haben wir zu danken Seinem Segen. Lobet den Herren.« Da ist sie, diese dankbare Freude, die uns aus dem Graben des Neides herausreißt, ins Gönnen-Können.